

Für Aurelie

Stefan Frey

Die Befreiung

Eine Liebe auf Madagaskar

Von der Kolonie zur Befreiung und zurück.

Roman

© 2017 Frey, Stefan

2. Auflage

Herstellung und Verlag:
tredition GmbH, Hamburg

ISBN:

978-3-7439-5530-1 (Paperback)

978-3-7439-5531-8 (Hardcover)

978-3-7439-5532-5 (e-Book)

Foto Titelseite: Stefan Frey (*Eulemur coronatus*)

Foto Rückseite: Ellen Mathys

Prolog

Im gleißenden Licht eines von Zikadengezirp erfüllten Nachmittags erblickt sie die junge Frau am Eingangstor zum Anwesen. Die Junge zögert und prüft die Lage vor dem Schritt auf unbekanntes Gebiet. Endlich öffnet die Fremde die kleine Pforte neben dem großen, verschlossenen Tor und nähert sich auf der langen, von Kokospalmen gesäumten Zufahrt dem von blau-weiß-roten Bougainvilleen umrankten, eingeschossigen, an die Kolonialzeit erinnernden Haus, dessen tiefe, beschattete Veranda Kühle verspricht.

Die, von einer gleichaltrigen Älteren begleitete, im Schatten Stehende kennt diesen Entschlossenheit behauptenden, vor der Kennerin aber nicht zu verbergenden zögernden Gang; selbst die Müdigkeit der Fremden bleibt ihr nicht verborgen. Getrieben von der Angst, gezogen von der Hoffnung. Sie erkennt das auf dem Kopf getragene leichte, schnell gepackte Bündel. Und es würde sie nicht wundern, wäre auf den Rücken der sich nunmehr eilenden, beinahe fliehenden Schrittes nähernden Frau ein Säugling gebunden. Das im Licht der untergehenden Sonne kupferne Gesicht, die nach der Sitte des Waldvolkes zu Knoten zusammen gebundenen Haarzöpfe, der sich im dünnen Tuch abzeichnende, schlanke, perfekt proportionierte Körper. Als blickte sie in einen Spiegel, aus dem sie, die Alte, auf sich selber zukäme. Heraus steigend aus einer Zeit vor ungezählten Jahren, als sie, die junge Frau, ein Mädchen noch, ein Bündel auf dem Kopf und einen Säugling auf dem Rücken auf ein Haus zugeht, Zuflucht suchend.

Seit Jahren hat sie diesen Besuch erwartet.

1945/1947

Noch bevor der Zug um die Kurve stampfte und sichtbar wurde, war er von weitem schon zu hören. Aber es war nicht der Dieselmotor der Lokomotive, der von der aufgeregten Menge auf einer zum Verladebahnhof für Edelhölzer ausgeweiteten Lichtung wahrgenommen wurde. Es waren die fröhlichen Jauchzer, das ausgelassene Gejohle, die aus dem bergwärts noch dicht geschlossenen Regenwald, von wo die Rauchfahne des Zuges wie aus einem Tunnel jeden Moment auftauchen musste, ein vielschichtiges tönendes Grün machten. Die zum Fest aufgebotene Blasmusik stimmte kakophonisch in den vielstimmigen Freudentaumel ein, als gelte es, den ankommenden jungen Männern einen aus vertrauten Tönen gewobenen Teppich entgegen zu rollen. Der blau-weiß-rot beflaggte Zug kam endlich in Sicht, das Gejohle wurde zum Gesang und mutierte im Einklang mit dem zur Melodie gewordenen Scheppern der Blasmusik zur Marseillaise, der Nationalhymne der Colons, die die Große Insel seit nunmehr fünfzig Jahren als einträgliche Kolonie betrieben.

Das Dorf, das dem Bahnhof seinen Namen gab, war von den weißen Herren zur Unter-Präfektur geadelt worden war. Das war bevor der Krieg kam, der ein Krieg der Weißen sein würde. Bevor sich die Bösen aus Vichy die Insel in ihre Pläne einverleibten, um dann von den guten Alliierten befreit zu werden. Bevor die Insulaner in den Uniformen der soldats nègres als Kanonenfutter an ferne Fronten geschickt wurden, um als tote, verwundete, in jedem Fall an Körper und Seele versehrte Befreier des Mutterlandes zurück zu kommen.

Aus den Waggons entstiegen im Dorf bekannte Gesichter, die als junge Männer verabschiedet worden waren und die man nun zwar singend und fröhlich, aber als früh gealterte Wesen zurück erhielt.

Die Helden waren ausgestiegen, das wenige Gepäck ausgeladen. Der Zug fuhr an, um an den nächsten Stationen die noch in den Waggons Verbliebenen in deren Freiheiten zu entlassen. Wo sie in anderen Wald-dörfern gleichfalls von Blasmusik und erwartungsfrohen Kindern, Ehefrauen, Schwestern, Brüdern, Müttern und Vätern empfangen werden

würden. Bis sich der Zug im Endbahnhof am Ozean endgültig entleert haben würde.

Vor dem Bahnhofgebäude war eine gedeckte Tribüne errichtet worden. Girlanden kippelten am Bahnhofsgebäude, wanden sich um die Tribüne, baumelten an jedem Haus und ganz besonders an der Mairie, am Bürgermeisteramt, wo zudem eine mächtige Trikolore im Wind stand. Als hätte die Marine ihre Offiziere entsandt, setzten sich Weiße in blendend weißen Uniformen der Kolonialverwalter im Schatten der Tribüne, den ebenfalls weißen Tropenhelm im Schoss, auf die gepolsterten Stühle der Ehrengäste. Ein paar Damen der besseren Kolonialgesellschaft fanden sich ein. Im Hintergrund die einheimischen Beamten aus den Büros der Sous-Préfecture. Die aus dem Krieg Heimgekehrten bildeten ein letztes Mal ein akkurates Geviert vor der Tribüne, wo nun der höchste anwesende Verwalter, erkennbar an einer von der rechten Schulter zur linken Hüfte drapierten blau-weiß-roten Schärpe, an das blau-weiß-rot dekorierte Rednerpult herantrat, um das Wort zu ergreifen. Doch vorher erschallte - nun offiziell - die Marseillaise, zu der nicht nur die Gäste auf der Tribüne und das Soldaten-Geviert sondern auch das im mehrreihigen Rund um den Platz angeordnete gemeine Volk stramm zu stehen und zu singen hatte.

Die Rede war von La Patrie, dem Mutterland der Kolonien, seine Geschichte, seine Größe, sein Heroismus in diesem größten aller Kriege, und gebührend erwähnte der Redner den General. Die Toten waren zu ehren und immer wieder La Patrie. Am Schluss gab es Orden, einen Händedruck, einen militärischen Gruß und das Versprechen, die Helden aus dem Regenwald der Insel, die sich für die Befreiung des fernen Mutterlandes eingesetzt hätten, jamais - niemals! - zu vergessen. Und noch ein letztes Mal an diesem Tag: die Marseillaise.

Die geladenen Gäste wechselten zu Champagner und festlichem Mahl in das Buffet de la Gare, derweil sich das Volk und seine Helden unter ambulanten, mit Bananenblättern überdachten Garküchen zu Reis, Ragout und Hochprozentigem aus eigenem Brand verzog. Der Tag der Befreiung in einem Dorf im Regenwald, wo es nur zwei Jahreszeiten gibt: die Saison de pluie und die Saison pluviale. Die kupfernen Orden hatten

noch vor Einbruch der Dunkelheit, gleich nach dem zweiten Regen dieses Juni-Tages nach dem Krieg, grüne Patina angesetzt.

*

Am Boulevard St. Germain herrschte auch noch Wochen nach dem endgültigen Sieg eine nicht enden wollende Feststimmung. Im Flore sog Sartre an seiner Pfeife, de Beauvoir nippte am Tee; sie debattierten mit ihren Kollegen von der Sorbonne über das soeben überlebte Udenkbare der europäischen Katastrophe; während sich im Deux Magots Camus von der geheimnisvoll schönen Greco bezaubern ließ, die ihrerseits dem durchaus anziehenden Vian ein Auge zuwarf. Der Champagner floss überall in Strömen. Auf den Champs-Elysees paradierten die Sieger. Jetzt nicht mehr in geordneten deutschen Kolonnen, dafür in gut gelaunten Gruppen amerikanischer Soldaten, die sich – nachdem die Orden und die Nylons in Francs verwandelt waren - gerne mit hübschen Frauen dekorierten. Und in der Rue St. Denis gingen die Geschäfte mit der Lust so gut wie seit der Besetzung nicht mehr. Unweit davon begannen sich – für den Moment des Triumphes nur - Les Halles mit allem zu füllen, wovon man vier Jahre lang nur träumen konnte. Das große Fressen sollte indessen nicht von langer Dauer sein.

Wie Heuschrecken fallen Sie im Morgengrauen über das schlafende Dorf her, von allen Seiten dringen sie ein und umstellen im Handumdrehen die Siedlung um den Bahnhof, der seit den Anschlägen unbenutzt auf Züge wartete. Sie, das sind die „les Sénégalais“, in den Uniformen der Fremdenlegion. Pechschwarz, Hünen und bis an die Zähne bewaffnet, die Bajonette aufgepflanzt. Die schwarzen Schlächter, Kolonisierte wie die kleinen, hellhäutigen Insulaner, treiben die Menschen vor sich her, nachdem sie die Türen zu den einfachen Behausungen mit Fußtritten eingedrückt haben. Die verängstigten Kinder, Frauen, Alten und die wenigen Halbwüchsigen werden unter wildem Geschrei zum Bahnhofsvorplatz getrieben.

Dort wartet, hoch aufgerichtet auf einem Jeep ein weißer Colonel, umrahmt von zwei seiner Adjutanten und dem Fahrer. Die Miene des

Colonels der Kolonialarmee verfinstert sich, je mehr Leute auf dem Platz erscheinen. Kaum ein erwachsener Mann - von einem durch Kinderlähmung zum Krüppel gemachten, der sich auf die Arme abstützend dem Platz entgegen rutscht, und einem Zurückgebliebenen, einem Idioten, abgesehen.

Der Colonel verliert nicht viele Worte. - Wo sind sie? -, schreit er die Verängstigten an. Keine Antwort. Aber auch wenn sie geantwortet hätten, wären die Informationen sinnlos gewesen, denn die geflüchteten, aufständischen Ehemänner, Väter, Großväter halten sich in Höhlen auf, die nur ganz wenige Ausgewählte kennen. Es sind die seit Generationen als Friedhöfe genutzten Höhlen der Ahnen und nur jenen bekannt, die als Schamanen oder Panjaka, als Häuptlinge, eingeweiht worden sind. Aber in diesen Zeiten des Aufstandes gegen die Kolonialmacht, führen die Schamanen selbst die nicht eingeweihten Rebellen an diesen heiligen Ort. Es geht um den Fortbestand des Volkes. Ein Fortbestand in Würde statt als Sklaven der verhassten Kolonisten. Deshalb die Angriffe auf die Garnison, die Verwaltungsgebäude, die Sabotage in den Plantagen der Weißen und gelegentlich ein tödliches Attentat auf einen Polizisten.

Der Colonel erteilt kurze Befehle an die Adjutanten, diese lassen die Gruppenführer der Schwarzen antreten, geben die Befehle weiter. Sie zählen die Dorfbewohner ab. Jeder zehnte - Kind, Frau oder Alter - wird herausgenommen, gefesselt und in einer Reihe aufgestellt.

Abmarsch. Der Jeep setzt sich in Bewegung, nimmt die Piste zur nächsten befestigten Straße unter die Räder, gefolgt von einer an einem Seil geführten Menschenschlange. Dreißig Menschen, gefesselt und aufgereiht als lebende Perlenschnur.

*

Sie waren bei Tagesanbruch abmarschiert und trafen in der Dämmerung bei der Garnison, die zugleich ein Flugplatz der Kolonialarmee war, ein. Die Gefangenen wurden in eine Art Hangar geführt, wo man ihnen in Kübeln Wasser und einen Reisbrei hinstellte. Die Nacht mussten sie hier verbringen. Vor dem Tor standen die hünenhaften Afrikaner Wache. Die bereit stehenden Flugzeuge sahen sie nicht.

Am nächsten Morgen trieb man die durchgefroren und verzweifelten Verschleppten vor den Hangar. Sie mussten sich in einer Reihe aufstellen. Der Colonel erschien. Er gab Befehle. Wieder wurde abgezählt. Jeder fünfte wurde herausgepickt, ein halbes Dutzend Menschen. Drei Frauen, zwei Kinder, ein alter Mann. Man führte sie zu einem Flugzeug, das die Gefangenen schon kannten. Es war schon oft über das Dorf geflogen, aus dem Laderaum war geschossen worden. Die Senegalsen trieben die sechs nun in Todesangst weinenden, flehenden Gefangenen in den Laderaum des Flugzeuges. Ein halbes Dutzend Bewaffnete stieg an Bord und hielt sie in Schach.

Das Flugzeug startet, gewinnt an Höhe und folgt dem Fluss, den die gefesselten Passagiere kennen. Über einem Dorf wird gekreist. Es ist das Dorf der Gefesselten. Ein Schwarzer reißt die Türe auf, aus der sonst Fallschirmspringer in die Tiefe stürzen. Er wirft Flugblätter aus dem Flugzeug. Darauf steht, solange sich die Terroristen nicht ergäben, werde an jedem folgenden Tag ein neues Paket abgeworfen. Sie packen einen Gefangenen nach dem andern und werfen sie den Flugblättern hinterher. Die Schreie der Frauen, der Kinder und des Alten sind nicht lange zu hören, denn das Flugzeug kreist nicht sehr hoch über dem Dorf.

1

Das Licht fiel in Strahlen durch das Blätterdach, das während des kurzen Frühlings an Dichte noch zugenommen hatte. In kristallinen Perlenschnüren und gläsernen Kordeln ergoss sich ein dünner Wasserfall über den bemoosten Felsenrücken in einen untiefen, kieseligen See und bildete so vor dem überhängenden grünlichen Gestein einen rauschenden Vorhang, der zusammen mit Palisander-Säulen und Brettwurzeln der Baumriesen das Bild eines grün-grün-grünen Doms schuf, unter dessen Kuppel, auf der smaragdnen Wasserfläche, sich Elfen und Kobolde zum Tanze treffen müssten. Die roten Weber-Vögel des Waldes schwirrten um den See, nippten im Wasser, nahmen Pflanzenfasern auf, die Nester des Vorjahres neu polsternd oder gar um neue zu bauen. Ein Eisvogel-Paar fischte um die Wette und schlug seine winzigen, silbernen Beutefischchen auf überhängenden Ästen wippend tot. In den Baumkronen, scheinbar ganz nahe der über der Domkuppel gleißenden Sonne, turnte eine Gruppe Lemuren herum, sich an den zarten Trieben der Waldriesen verköstigend und von einem Ast tollkühn zum anderen springend, der über Nacht gesprossenen Nahrung folgend. Im Waldsee schwammen fingerlange Fischchen, Süßwassergarnelen waren zu erhaschen. Leuchtendrote Frösche hockten auf dem dicht säumenden Blattwerk, auf Insekten lauend. Die Luft war erfüllt vom sanften Moderduft des Regenwaldes und erfrischt zugleich durch den Wasserfall. Das im Hintergrund rauschende Wasser war der Chor zu einem aus Vogelstimmen, Lemuren-schreien und dem Geknarre der Urwaldriesen besetzten Konzert. Eine Ode an die Freude, in einer Kathedrale des Waldes. Ein heiliger Moment an einem heiligen Ort.

Aber von Heiligkeit wussten wir nichts. Etienne, mein gleichaltriger Spielkamerad und ich preschten wie jeden Morgen ebenso unbekümmert wie lärmend und neckend durch den dicht von Beeren behangenen Strauchpfad - der auf dem Rückweg von seiner süßen Last befreit werden würde - heran und stürzten uns laut platschend und quietschend ins erfrischende Wasser. Hier war unser Paradies, nur wussten wir es damals nicht. Wir wussten nicht einmal was ein Paradies war. Wir waren ein Mädchen und ein Junge aus dem Dorf am Bahnhof, die sich der Sorgen und

Kleider ledig in den seichten See warfen und unter der natürlichen Dusche des Wasserfalles die unschuldige Morgentoilette sechsjähriger Waldkinder verrichteten. Die Symphonie des Waldes war beendet, Kinderlärm löste sie ab, nur eine andere Form der Musik. Nach ausgiebigem Geplätsche, der Jagd nach Garnelen und nach ein paar Neckereien mit Chamäleons, traten wir den von Beeren gesäumten Heimweg an. Für die Mangos war es noch zu früh im Jahr.

*

Wie immer begleitete ich Etienne nachhause, wo uns seine Mutter bereits erwartet. Sie lebte mit ihrem Sohn, ihrem einzigen Kind, alleine zusammen. Im Dorf erzählte man sich Dinge über Etiennes Mutter, die nach ungunstigen, in der Vergangenheit begründeten Geheimnissen klangen. Gerüchte, von denen ich damals noch nichts verstand. Er wurde von seiner Mutter stets liebevoll in Empfang genommen. Einmal küsste sie ihn, ein anderes Mal streichelte sie seine ungewöhnlich geraden Haare oder sie tappte ihm liebevoll auf die Wangen seines hellen Gesichtes. Und sie vergaß nie, auch mir mit der einen oder anderen Geste, einer hauchzarten Berührung, etwas von ihrer Liebe abzugeben. Mehr als einmal wollte ich bei ihnen bleiben, nicht zu uns nachhause gehen, nicht mit gesenktem Kopf und schuldbewusst durchs Dorf zum großen Haus des Lehrers schleichen. Zumindest nicht an Wochentagen, wenn Papa schon im Schulhaus war. An Sonntagen freilich war es anders, da flog ich schier nachhause, denn da erwartete mich Papa, damit ich mit ihm voller Stolz zur Kirche marschierte, als seine - kleine Prinzessin -, wie er mich bei diesen Gelegenheiten und vor allen Leuten nannte.

Doch Sonntag war nur einmal in der Woche, an gewöhnlichen Tagen, endete das Kindsein mit der Rückkehr aus dem Wald.

Sie wartete bereits an der Tür, meinen kleinen Bruder an der Brust, und warf mir, dem dunkelhäutigen, krausen Balg, düstere Blicke entgegen.

- Kommst du endlich -, war die schroffe Begrüßung, die eher Vorwurf denn Frage war. - Ich muss wohl wieder alles selber machen. -

- Nein, Maman, verzeihen Sie, ich geh gleich an die Arbeit. - Und ich beeilte mich, den Haushalt zu besorgen. Räumte die Zimmer auf, machte die Betten, wischte die Böden, um am Ende mit dem Reisigbesen, dessen Stiel mich um einen Kopf überragte, den Platz rund um das Haus zu keh-

ren. Dann kam die angebaute Küche dran. Das Geschirr, das in blechernen Becken zu spülen war, doch dazu brauchte es Wasser. Das hieß, zum Fluss hinunter zu gehen, den Kessel auf dem Kopf balancierend. Leer und bergab, da ging es noch, zurück und hinauf ins Dorf, das war ein Kraftakt für ein junges, sechsjähriges Ding. Und ein einziger Gang reichte nie, man brauchte immer mehrere Kessel. Man hätte natürlich auch das Geschirr an den Fluss hinunter tragen können - was erwachsene Frauen auch taten - aber da wäre bei meiner Körpergröße und den noch kurzen Armen die Gefahr von Verlust zu groß gewesen oder dann hätte ich mehrmals mit einem Teil des Geschirrs hinunterlaufen müssen, also schleppte ich das Wasser hoch.

Nach der Küche die Wäsche, die an untiefen, felsigen Stellen flussaufwärts zu waschen war. Einseifen, schrubben, mit einem Schlegel klopfen, auswringen, ausspülen, nochmals einseifen, nochmals schlagen, nochmals spülen, nochmals auswringen und die schwere Last in einem Korb auf dem Kopf nachhause tragen.

Nach der Wäsche war das Mittagessen zuzubereiten. Den Reis schälen, das hieß, ihn mörsern. Den mädchenlangen, zum Stossen viel zu schweren Hartholzstößel rhythmisch in den aus steinhartem Holz gefertigten Mörser fallen lassen, denn nur im richtigen Rhythmus, der das Gewicht des Stößels reduzierte, war die Anstrengung zu ertragen. Und dann den Reis nach Unreinem absuchen, nach Steinchen, Holz- und Schalenresten, ihn in der palmblattgeflochtenen Schale schütteln und in die Luft werfen, dem Wind die Spreu übergeben. Ich beklagte mich nicht, denn das Reisschälen geschah, wenn Maman nicht zuhause war, weil sie dann zum Markt ging, um Fleisch einzukaufen, Fisch, ein Huhn, wonach ihr die Lust stand und womit sie den Frauen im Dorf zu verstehen gab, dass sie die Frau des Lehrers war, die sich im Gegensatz zu den ärmlichen Bauernfrauen oder Kaffeepflückerinnen leisten könne, wonach ihr gerade der Sinn stehe.

Vom Markt zurück, war sie stets - total erschöpft, ganz ausgepumpt -, sagte sie jedes Mal. Sie übergab mir dann den Einkauf, damit ich das Huhn von einem Nachbarjungen, der noch nicht oder nicht mehr zur Schule ging oder sonst einem männlichen Wesen - denn Frauen, zu denen bei der Hausarbeit auch die Mädchen gezählt wurden, durften keine Tiere töten - zwecks Kehledurchschneidens weiter reichen konnte. Die toten Hühner rupfen musste ich freilich schon oder Enten, Gänse, Perlhühner; Fische ausnehmen auch.

Auf dem Feuer blubberte bereits der Reis in einer Kasserolle, um am Ende zur gewünschten, der Tradition geschuldeten Pampe zu werden. Dann füllte ich einen zweiten Kochtopf mit Wasser, in das nebst dem Fleisch das Gemüse kam, dann die Brède, eine Art Brunnenkresse oder sonst ein Grünzeug, je nachdem, was Maman heimgebracht hatte; denn einen Garten hatten wir nicht. Da hätte sich Maman schmutzig gemacht und - das ewige Bücken und Jäten, ganz zu schweigen vom Ungeziefer, das so ein Garten anzieht! rechtfertigte sie oft ihre Abneigung gegenüber der Gartenarbeit. Nein, Maman war darauf bedacht, einen sauberen Haushalt zu führen. Man war schließlich im Haus des Lehrers und nicht bei den ärmlichen Reisbauern und Kaffeepflückern des Dorfes. Den Haushalt hatte ich zu besorgen. Ich, die Tochter einer Frau, die mich nicht liebte, weil aus ihrem Bauch kein hellbraunes Ding, wie es ihrer noblen Herkunft entsprochen hätte, gekommen war, sondern ein fast schwarzhäutiges, kraushaariges Etwas.

*

Sechs Wochentage waren Arbeitstage, die mein Leben in die Pflichten einer Hausfrau einteilten. Als der kleine Bruder kam, wurde ich auch gleich dessen Kinderfrau. Kaum hatte ihn Maman mit ihrer Milch versorgt, reichte sie ihn mir, als sei er ein fremdes Kind in ihren Armen, das so wenig mit ihr gemeinsam habe, wie ihre erstgeborene, ebenfalls dunkelhäutige Tochter.

So verbrachten wir - er auf meinen Rücken, ich an die Arbeiten im Haus gebunden - Kindertage. Kinderwochen, Kindermonate. Es war eine verlorene Kindheit, an die ich jedoch kaum Erinnerungen von besonderer Traurigkeit habe, man kannte nichts anderes. Vielleicht lag es ja auch an den frühmorgendlichen Spielereien mit Etienne, während denen ich Vorrate an Wärme und Lachen für einen ganzen Tag anlegte.

Als wir eines Morgens zurück ins Dorf liefen, erzählte er mir von der Schule. Dass er im nächsten Jahr in die erste Klasse käme. Er war mächtig stolz darauf. Ich wusste nicht, was sagen. Behauptete aber mutig, dass wir dann ja wohl zusammen in die Schule kämen. Und einen Tag lang hoffte ich, dass Papa mich nicht enttäuschen würde, wenn ich ihn abends dazu befragte; und er tat es nicht. Im Gegenteil, auf meine Frage hin fasste er mich in der Taille und hob mich zu Mamans deutlichem Missfallen in die Höhe und wirbelte mit mir im Salon herum und eröffnete mir singend,

dass ich seine Schülerin werden würde. Es war der schönste Moment in meinem sechsjährigen Leben.

Schon am nächsten Morgen begann ich mich nach dem Schuleintritt zu sehnen, der mir nicht nur die Befreiung aus dem Haushalt, sondern auch die Nähe zu Papa und – ohne es zu wissen, aber doch zu spüren – jene zu Etienne bringen würde. Aber was sollte aus meinem Bruder werden? Würde er bald schutzlos den Anfeindungen, der Herablassung seiner Mutter ausgeliefert sein.

Ein Kind lebt im Moment; was in Monaten sein wird, ist unvorstellbar weit weg. Ich konnte es mir nicht vorstellen, also konnte ich mir auch keine Sorgen machen. Es galt, den Alltag irgendwie zu bewältigen. Dazu trieb mich Maman vor sich her. Sechs Tage in der Woche.

Die Sonntage waren meine schönsten Tage. Dann kümmerte sich Papa um mich. Um mich ganz allein. Wenn ich vom Wasserfall zurückkam, wartete er bereits mit seiner Tasse dampfenden Kaffees im Salon und goss mir dann in einer ausladenden Schale heiße, wunderbar duftende Milch ein. Es gab Brot; die Baguette, die er beim Bäcker für sich und für mich geholt hatte. Dann nahm er sich meiner Haare an. Die krausen Haare, die Maman so hasste und niemals berührte, es sei denn, sie schlug mich auf den Kopf. Ich hatte nicht eigentlich das negroide Kraushaar, es war eher strubbelig und ließ sich mit etwas Geduld bürstend und kämmend in eine wellige Form bringen und sogar zu einem lustig wippenden Rossschwanz binden. Papa schaffte das. Immer am Sonntag, bevor wir uns zu seiner Maman, zu meiner Großmutter auf den Weg machten. Nachdem er mir mein schönstes Kleid angezogen, mich in die Sonntagsschuhe gesteckt und mir einen dicken Kuss gegeben hatte. Jeden Sonntag beobachtete mich Maman mit demselben Verdruss. Doch das spürte ich damals noch nicht, denn dann hätte ich auch ihre Eifersucht spüren müssen.

Maman blieb zurück mit meinem Bruder, denn sie musste ihm die Brust geben, was aber nur eine Ausrede war. Denn sie wollte ganz einfach nicht zur Großmutter mitkommen, zu ihrer Schwiegermutter. Zu der Frau, deren Mann sie diese Ehe zu verdanken hatte. Ihrem verstorbenen Schwiegervater, aber auch ihrem eigenen Vater, was sie geflissentlich verschwie. Der noble Schwarze und der noble Kupferfarbene, die sich über die Verbindung und die Mitgiften verständigt und die sich einen Deut darum gekümmert hatten, was dereinst aus Mamans Wünschen werden

sollte. Sie, Abkömmling aus royalem, hauptstädtischem Milieu, die sich fortan an der Seite eines kleinen, schlimmer noch: fast schwarzen Buschprinzen zu arrangieren haben würde. Maman wäre niemals freiwillig zu ihren Schwiegereltern gegangen. Das letzte Mal hatte sie den Weg unter die Füße genommen, als ihr Schwiegervater gestorben war. Es sollte das einzige Mal gewesen sein.

Der gut stündige Fußmarsch zu Großmutter's Dorf war für mich ein einziges Abenteuer. Der Weg führte quer durch den Wald, vorbei an Bächen, entlang eines breiten Flusses, folgte zur Hälfte einem kleinen See und erreichte schließlich das abgeschiedene Tal meiner Großmutter. Es war eine wandernde Unterrichtsstunde. Eigentlich waren es zwei, denn Papa wusste immer etwas Neues zu erzählen, das ich noch nicht kannte und so verbrachten wir doppelt so viel Zeit als für den Weg tatsächlich nötig gewesen wäre. Einmal erklärte er mir alles über Pflanzen. Welche man zu welchen Zwecken verwendete, gegen welche Krankheiten, wann man sie schneiden, oder, wenn es Früchte waren, sie ernten musste, wie sie zu trocknen oder ob sie direkt in einen Sud zu geben waren. Ich staunte, als er mir von Baumrinden erzählte, vom Saft von Bäumen, denen Heilkraft zukäme. Von Giften erzählte er mir nichts. Das fand ich sehr viel später alleine heraus.

Ein andermal gab er mir eine Lektion über Lemuren, die damals noch zahlreich durch die Wälder streiften und in den Baumkronen ihre Späße trieben. Ich erfuhr die Unterschiede der Arten, deren Verhaltensweisen. Und einmal griff Papa in eine Baumhöhle und hielt unvermittelt einen grauen, mausgroßen, riesenohrigen Lemur hervor, der uns in übergroßen Augen völlig verschreckt anstarrte. Ein nachtaktives Tier, das man sonst nur im Schein von Lampen als grell leuchtende, durch die Nacht hüpfende Katzenaugen erspähen konnte, aber nie am Tag zu sehen bekam und das sich tagsüber schlafenderweise in Baumhöhlen oder Astgabeln versteckt hielt. Nächtens das Krabbeln eines Käfers auf Distanz hörend, die Dunkelheit mit großen Augen durchleuchtend, war das Tier am Tag fast blind und hilflos.

Den Bach konnten wir nicht überqueren, ohne nach Garnelen, Krebsen oder Fischen zu graben. Gab es Krebse, dauerte die Suche solange, bis wir zwei Dutzend davon - die Zangen von kräftigen Grashalmen zusammen gebunden - in einen im Handumdrehen aus Schlingpflanzen oder